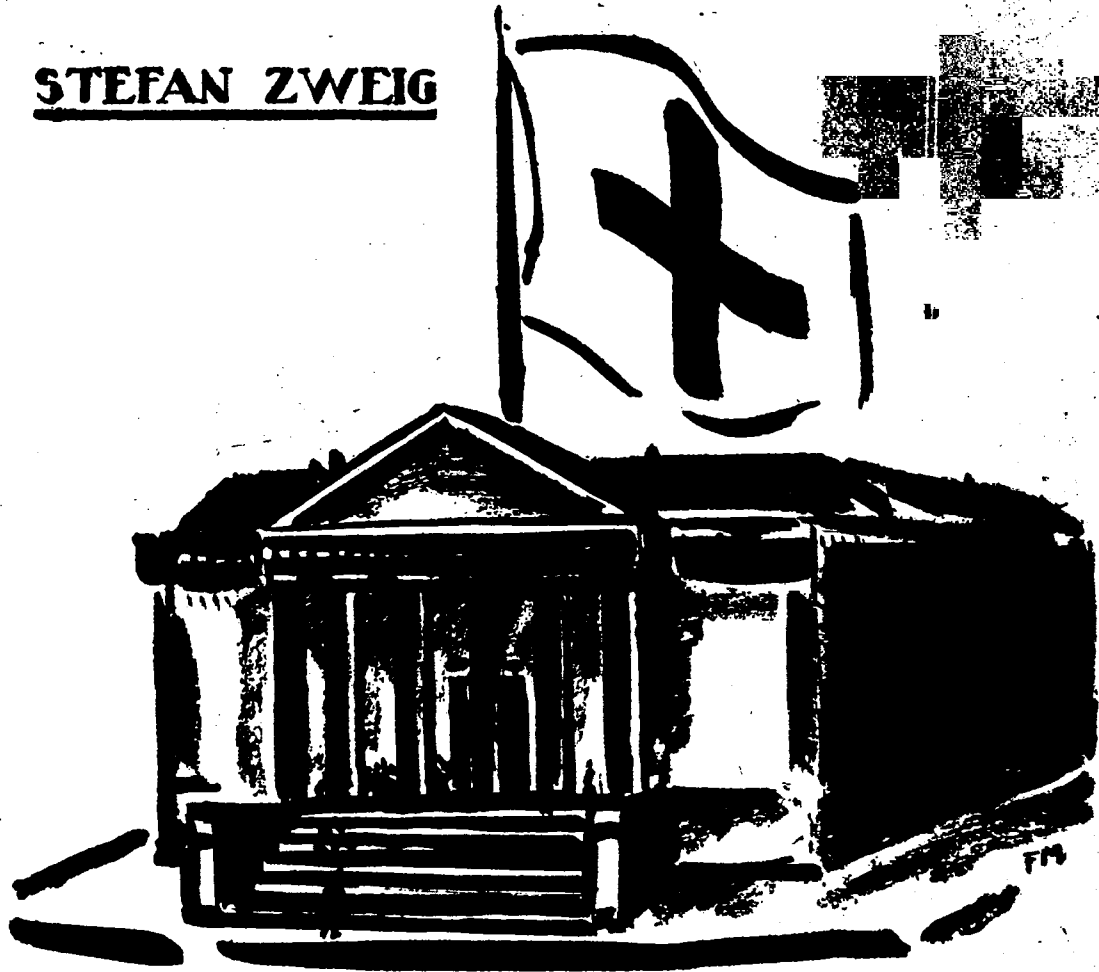


STEFAN ZWEIG



DAS HERZ EUROPAS

EIN BESUCH IM GENÈVE ROTEN KREUZ



AF 3106 (GER)

STEFAN ZWEIG

Das Herz Europas



Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz

1918

Max Rascher Verlag A.-G. in Zürich

Diese Studie erschien zuerst in der „Neuen
Freien Presse“ in Wien, Dezember 1917.
Der Reinertrag der vorliegenden Ausgabe
ist in seiner Gänze dem Roten Kreuze in
::: Genf zugedacht. :::

Titelzeichnung von FRANS MASEREEL.

Buchdruckerei Züricher Post
Zur Alten Universität

Mögen andere die Schlachten schildern, Feldherren bejubeln, Kaiser und Herzoge rühmen — ich habe nichts gesehen in diesem Kriege, was mir wichtiger schiene, zu schildern, würdiger, erhoben zu werden, als das kleine Haus auf der Place Neuve in Genf, das ehemalige Musée Rath. Die Bilder sind fortgeschafft, aller Schmuck ist ihm genommen. Nur oben auf dem griechischen Gebälke weht die Flagge des Roten Kreuzes und um seine Giebelstirn schlingt sich aus blutfarbenen Buchstaben ein Fries: „Agence Internationale des Prisonniers de Guerre.“

Es ist ein Haus, nicht grösser als alle anderen der Stadt, nicht erstaunlich sonst durch einen Sinn oder eine Schönheit. Aber jetzt, in diesen drei Jahren, war es die Seele, war es das Herz Europas. In unsichtbarer Brandung strömt hier jeden Tag die Angst, die Sorge, die fragende Not, der schreiende Schrecken von Millionen Völkern heran. In unsichtbarer Ebbe strömt hier täglich Hoffnung, Trost, Ratschlag und Nachricht zu den Millionen zurück. Draussen, von einem Ende zum anderen unserer Welt, blutet aus unzähligen Wunden der gekreuzigte Leib Europas. Hier aber schlägt noch sein Herz. Denn hier antwortet dem wahrhaft unmenschlichen Leiden der Zeit noch ein ewiges Gefühl: das menschliche Mitleid.

Und darum soll von diesem Hause hier erzählt werden. Von dem Musée Rath und seiner Geschichte im Krieg.

* * *

Die Geschichte des Roten Kreuzes ist keinem Gebildeten ganz fremd. Jeder weiss, so glaube ich, dass nach der Schlacht bei Solferino auf die Anregung des Genfer Bürgers Dunant ein internationaler Verein gegründet wurde, um im Kriegsfall die Verwundeten zu schützen und innerhalb der feindlichen Armeen

eine neutrale Sphäre des Hilfsdienstes zu schaffen. 1870 hat diese Institution sich schon bewährt und in allen späteren Kriegen. Aber dennoch, wer hat ihrer sich dann noch erinnert im Frieden? Wir sind alle — heute wissen wir es schmerzlich und tragen diese Erkenntnis als unsere Schuld — sehr vergesslich gewesen, sehr leichtfertig und sehr gleichgültig. Wir waren nicht misstrauisch genug bei den Zusammenkünften der Grossen, waren zu nachsichtig für die Kleinen, die Hetzer und Schwätzer, die vom Kriege im Frieden redeten wie von einem Fussballmatch, und wir waren zu teilnahmslos für die Angst und Vorsorge, für die Beunruhigung der besten und klügsten Menschen. Wir hatten Friedensgesellschaften und die wundervolle Frau in Osterreich, Bertha von Suttner, und haben sie mit einer Art lächelnder Nachsicht gerade noch gewähren lassen, sie nie geschützt gegen den Hohn und den Spott der andern. Was uns nicht auf die Nägel brannte, hat uns nicht berührt. Wer von uns hat die Protokolle im Haag genau verfolgt, aus denen dem Rücklesenden heute alles Unheil und alle Versäumnis schreckhaft erkenntlich ist, wer von den Intellektuellen sich jemals um die Kongresse des Roten Kreuzes gekümmert, die irgendwo im Abseits eine unendliche Arbeit in die Zukunft und damit in unsere jetzige Gegenwart hinein getan?

Wer weiss es zum Beispiel, dass 1912 auf dem Kongress in Washington beschlossen wurde, das Rote Kreuz sollte im Kriegsfall die Fürsorge für die Gefangenen übernehmen? Im Kriegsfall! Das Rote Kreuz! Was ging das uns an? Man hat es überlesen in der Zeitung, es war wichtiger wahrscheinlich, von einer neuen Tänzerin zu erfahren oder von einem Raubmord. Wer von uns, wer von uns Schuldigen hat nur eine Sekunde des Dankes für diese bewundernswerten Menschen gehabt, deren ganze Sorge seit Jahren unabänderlich dem Kriege entgegenzitterte, wie die Magnetnadel im Kompass dem Pol? Wer hat es gelesen! Was ging es uns an?

O, wieviel ging es uns an! Wir wissen es heute. Und wissen es noch immer nicht genug. Denn was mit den Millionen

abgesperrter gefangener Menschenbrüder geschehen wäre, hätte sie nicht hilfreich das Rote Kreuz unter ihren Schutz genommen, kann sich keiner erdenken. Vielleicht sind wenige Beschlüsse in der Geschichte der Menschheit so wichtig, wie jener auf dem Kongress in Washington, den wir überlesen haben oder übersehen, verloren oder vergessen.

O, wieviel ging es uns an! Wir wissen es noch immer, noch immer nicht genug!

* * *

Zwar, wir hätten es fühlen können, wären wir genug menschlich gewesen. Denn schon 1912 war ja ein Krieg, eine kleine Generalprobe des grossen Mordens. Freilich ein Krieg „irgendwo drunten in der Türkei“. Damals wirkte zum erstenmal diese Organisation zugunsten der Gefangenen, übte die noch ungelenkten Kräfte. Aber wir, was wussten wir davon? Wir lasen immer nur die Siege und Niederlagen und die Niederlagen und Siege, hörten zu, schauten zu mit einem kaltwarmen, fast sportlichen Interesse. Keiner, keiner unserer Dichter und Intellektuellen (Tolstoi, der einzige, war schon tot) hat damals sich erhoben und statt von Politik von Menschheit gesprochen. O Schuld, unendliche Schuld von uns allen, grausam gerächt bis ins siebente Glied! Gleichgültigkeit von einst und Gleichgültigkeit auch jetzt noch der Meisten zu allen Taten und Leistungen, die nicht heroisch aufgepäuselt sind, die nur im Dunkeln, im Abseits geschehen! Noch immer klagen wir nicht genug unsere Schuld an, ahnungslos gewesen zu sein. Noch immer danken wir nicht jenen genug, die es nicht gewesen sind.

* * *

Und dann, 1914 war er plötzlich da, der Krieg, der Blitzschlag in unsere aufgeschreckte Welt. Auf den Gassen jauchzte die Menge, und die geistigen Führer, die Dichter, die Professoren, die Künstler — Schmach, unendliche Schmach über sie — jauchzten mit ihnen. In Genf aber traten gleich in den ersten Stunden diese wenigen Menschen sorgenvoll zusammen, die seit Jahren ihr ganzes Leben einzig dieser entsetz-

lichen Stunde entgegenbauten, und beschlossen, was zu tun sei. Sieben waren beisammen, das enge ausführende Komitee, und sie begannen, sich die Arbeit einzuteilen, die erste Organisation zu entwerfen. Einer von ihnen bemerkte schüchtern, sie allein würden vielleicht zu wenig sein, und es werde not tun, einige Hilfskräfte aufzunehmen. Man debattierte lange darüber. Auch eine Schreibmaschine wurde vorgeschlagen, doch zunächst als unnötig verworfen. Das kleine enge Bureau, so meinten sie, würde ausreichen bei angestrenzter Arbeit, den ganzen Einlauf zu bewältigen. Und noch am selben Tage begannen sie ihr Werk.

Lächerlich, nicht wahr, dieser Mangel an Voraussicht? Lächerlich diese Diskussion um die Schreibmaschine, lächerlich der Gedanke, dies künftige Meer von Grauen mit einem Fingerhut ausschöpfen zu wollen. Aber ich vermag nicht mitzulächeln über diese schöne Torheit. Denn ich liebe alle Menschen, die sich noch in letzter Stunde diesen selbstmörderischen Wahnsinn Europas nicht ausdenken konnten, die es für unmöglich hielten, dass man im Zeitalter der Zivilisation jahrelang Millionen Menschen in Baracken und umzäunten Lagern festhalten würde wie wilde Tiere. Die es nicht glauben konnten, dass man friedlich im Lande wohnende Frauen und Kinder aus ihren Wohnungen reissen und in künstlicher Abschliessung versperren werde. Die es noch heute nicht glauben können und für die es, Tag für Tag, ein neues schreckhaftes Erwachen ist und gleichzeitig wie ein böser Traum.

* * *

Ein paar Tage, die ersten des Krieges, sassen diese Menschen von früh bis spät in die Nacht in zwei Zimmern und beantworteten die einlaufenden Fragen. Wie Sturmvögel kamen die ersten Briefe, aber dann wurde es selbst ein Sturm, eine Woge, ein Meer. Plötzlich waren es 1000 Briefe täglich, dann 3000, 5000, 10,000 und Ende Dezember 30,000, die jeden Tag die Angst Europas herschwemmte. In dicken Säcken schleppten die Boten sie herein. Das blosses Sortieren und Einordnen er-

forderte schon mehr als die ganze Kraft. Vergeblich suchten sie abzdämmen. Man schob den ganzen Verkehr zwischen Deutschland, Österreich und Russland nach Kopenhagen hinüber. Man nahm Hilfskräfte auf. Jeder einzelne von diesen wunderbaren Menschen arbeitete mit seiner Frau, seinen Kindern bis tief in die Nacht. Aber es half nichts. Es half nichts. Denn schon millionenfach gellten die Angestschreie der Angehörigen Deutschlands, Frankreichs, Englands, Belgiens herüber. Und mitten in dieser Arbeit musste erst ein System gefunden werden, um einheitlich und gerecht den Einlauf zu erledigen. Der Anfang war ja ganz kindisch. Zuerst hatte man versucht, auf einzelne Bögen die Namen der Gefangenen aufzuschreiben, aber bald wurden es Bände und Bücher, Folianten, Regale, Wände und schliesslich tiefe Räume, ein ganzes hohes, vom First bis zum Keller vollgepresstes Haus. Man brauchte Hilfe, Hilfe an Geld und Menschen, Zeit und Raum.

Die Hilfskräfte, sie waren zuerst zur Stelle. Es wird ein dauernder Ruhmestitel der Stadt Genf bleiben, dass auf den ersten Ruf hin Hunderte und Hunderte sich drängten, hier freiwillige Arbeit zu tun, ein Ruhmestitel andererseits der Leitung des Roten Kreuzes, dass sie, über alle Vorurteile der wahnwitzig gewordenen Welt erhaben, ohne Bedenken Franzosen, Deutsche, Engländer, Serben und Bulgaren unter demselben Dach friedlich und freundschaftlich nebeneinander arbeiten liessen. Noch heute findet man hier, und vielleicht nur hier in ganz Europa, eine Oase wirklicher Internationalität, freundschaftlichen Verkehr zwischen Menschen aller Völker, die nur ihre Brüderlichkeit fühlen und nicht ihre Feindschaft.

Schwieriger war das Problem des Raumes. Zuerst versuchte man es mit einzelnen Hilfsbureaux, schliesslich räumte die Stadt das Musée Rath, in dem 1200 Menschen die ganzen Stunden des Tages bis tief in die Nacht für die fremden Millionen Soldatenbrüder tätig waren. Draussen gingen die ersten Schlachten und man spürte sie bis hier herein. Denn immer nach jedem Siege, nach jedem Rückzuge schossen neue Sturzbäche von Briefen,

Fragen, Telegrammen herab, jede Kampfpause liess sie ein wenig verebben. Auf einem grossen Blatte veranschaulicht jetzt eine statistische Zeichnung den Einlauf und damit die Fieberkurve des Krieges. Steil aufzuckend, wieder nachlassend, neu aufschliessend, zeigt sie das schreckhafte pathologische Bild unserer geistigen Krankheitsgeschichte vom August 1914 bis zum heutigen Tage. Aber noch ist Raum für ein leeres Blatt daneben. Noch wird man weiter die Zuckungen des irrwitzigen Europa verfolgen können, bis es in seinem Fieber verbrannt oder hilflos verblutet ist.

* * *

Endlich war ein wenig Ordnung geschaffen, das Chaos in einen Organismus verwandelt. Nun tickt der ungeheure Betrieb regelmässig wie eine Uhr. Das System der Auskunft ist ein ganz einfaches. Für jede Anfrage nach einem Vermissten wird ein weisser Zettel ausgestellt, eine „fiche“ ausgeschrieben, die Namen, Rang, Alter des Vermissten enthält und den Tag seiner Abgängigkeit. Gleichzeitig wird von der Feindesseite über jeden Gefangenen oder Verwundeten eine spontane Auskunft gesendet und diese gleichfalls mit Namen, Rang und Tag auf einer andersfarbigen, etwa auf einer grünen „fiche“ vermerkt. Begegnet nun der weisse Zettel dem grünen Zettel, so ist die Identifizierung vollendet. Die Familie wird verständigt, in welchem Gefangenenlager sich der Vermisste befindet, und der Wechselstrom zwischen den beiden Polen: Heimat und Feindesland, ist eingeschaltet, der ständige Kontakt gesichert.

Nicht wahr, das ist einfach? Einem Kinde zu erklären, so selbstverständlich scheint dieser Mechanismus. Aber nur scheinbar kann das Militär Menschen in Ziffern verwandeln, nur unzugänglich ein Zettel eine Person, eine Persönlichkeit darstellen. Denn in Wirklichkeit reisst dieser Kontakt hundertfach ab oder ist nur durch ganz besondere geistige und psychologische Geschicklichkeit herzustellen. All die Hemmnisse, die Widerwärtigkeiten, die Zufälle, wer kann sie erzählen! Da sind vor allem die Sy-

nonima, die gleichlautenden Namen. Die französische Abteilung zählt vielleicht 5000 Gefangene, die Martin heissen, darunter wieder 500 Henry Martin desselben Regiments. Auf der deutschen Seite sind die Müllers und die Schulzes die ersten voran im Kriege. Welche Mühe, bei dieser Gleichnamigkeit keine Verwirrung anzurichten, die Kontakte richtig zu legen, die Verbindungen nicht falsch zu leiten. Dann ein anderer Feind: die Rechtschreibung! Lefèbre, einer der gebräuchlichsten französischen Eigennamen, kann man in zwanzig Formen schreiben, und der Gefangene selbst weiss oft nicht die richtige. Oder das Gefangenenlager ist glücklich festgestellt, aber ehe ein Brief einlangt, der Gesuchte schon wieder in ein anderes übertragen. Oder die Auskunft war falsch, nun wandert sie zu Kameraden und Ärzten. Neue Mühe, neues Forschen! Wer ahnt von fern die unendliche, dunkle, unsichtbare Arbeit wider alle Tücken von Tausch und Tod, von Schicksal und Zufall, bis eine einzige Auskunft richtig gegeben ist, eine einzige, eine einzige Angst von den Millionen gestillt, und immer wieder nur auf eine Stunde, auf eine Woche! Es ist ein Danaidenfass, das hier sich im menschlichen Elend füllt. Aber keine Mühe kann es zum Grunde aufschöpfen, dies Blutmeer des Grauens.

Und dann, das grosse Register des Roten Kreuzes hatte ein Loch. In allen früheren Konventionen hatte man die Zivilgefangenen vergessen, diese Unglückseligsten der Unglückseligen. Oder eigentlich, gar nicht vergessen, sondern nur diese Niedertracht zu erdenken vergessen. Denn es ist das traurige Vorrecht dieses Krieges, der angeblich auf einem Höhepunkte der europäischen Zivilisation geführt wird, dass er zur Vervollkommnung der Mordmittel eine neue raffinierte seelische Qual hinzugefügt hat: dass er auch die Schicksale friedlicher Frauen und Kinder in seine Klauen gefasst. Während früher feindliche Ausländer und Angehörige entweder aus dem Kriegslande heimreisen konnten oder in voller Freiheit im Kriegslande zurückblieben, war in unserer grossen Zeit zum erstenmal das Kriegsrecht auch auf die Wehrlosen erstreckt worden, und zwar so brüsk,

so unvermutet, dass es für sie im Völkerrecht keine Norm, keinen Schutz gab (denn das Völkerrecht hätte sich selbst mit einer vorsorgenden Massregel ins Gesicht geschlagen). So musste mitten im Kriege mit unermüdlicher Mühe und vielfältiger diplomatischer Verhandlung das Rote Kreuz sich selbst das Recht auf Hilfe erobern. Erst wenn man dieser Allerärmsten Schicksal hier nachfühlend in seiner ganzen entsetzlichen Vielfachheit betrachtet, erkennt man, wie entsetzlich das Nervengewebe Europas zerrissen und zerstört ist, und begreift nicht mehr, wie jemals dieser zerrissene Völkerleib unserer Erde wieder gesunden könne.

* * *

Aber auch diese Arbeit zur Hilfe der Gefangenen, sie ist nur ein Teil, ein winziger, unendlicher Bruchteil der heroischen Leistung, die hier jene Führer und Organisatoren täglich zu vollbringen haben. Ich könnte zur Verdeutlichung der Riesenmasse Zahlen nennen, die Ziffernhöhe der erledigten Anfragen, der beantworteten Briefe, die hoch in die Millionen gehen. Aber Zahlen, sie sind doch heute nur Rechenexempel der Diplomaten und der Feldherren, und es widert einen, sie auszuwägen gegen das unermessliche Gefühl, das oft ein einziger dieser Briefe erregt.

Wie durch einen einzelnen Webstuhl täglich im ewigen Hin und Wieder unzählige Fäden, so gehen hier im Laufe der Tage, Wochen, Monate, Jahre ganze Millionen Schicksale durch die Hände einzelner unermüdlicher Menschen. O, diese vielfachen flehentlichen Bitten, die Klagen und Beschwerden, die Wünsche und Fragen, die alle erledigt werden wollen! Was ist hier zu tun! Und vor allem, was wird hier getan! Das Rote Kreuz in Genf überwacht gleichzeitig die Gefangenenlager, ob in jedem einzelnen genügend Nahrung und Freiheit den Internierten gegeben werde. Es nimmt die Bitten — die flehenden, herzzerreissenden Bitten um Austausch der Schwerverwundeten zu einem Gesundheitsurlaub in der Schweiz entgegen. Es ist in einem das Bankhaus, das die Geldanweisungen von der Heimat in die Ferne besorgt, die Paketpost, die Liebesgaben vermittelt,

die ärztliche Überwachung und die letzte Instanz aller Beschwerden. Es bietet sich als diplomatisches Schachbrett, auf dem, Zug um Zug, die feindlichen Nationen für ihre eigenen Gefangenen kämpfen. Es ist eine letzte Instanz jenseits des Krieges, und doch gleichzeitig in seiner Mitte für die Appelle der Vernunft und der Menschlichkeit.

Und wunderbar ist in dieser Arbeit tägliche Tragik und Trübsal mit ganz seltenen und ergreifenden Augenblicken tiefer und menschlicher Freude gemengt. Wie schwer, man denke es sich aus, täglich und täglich Hunderten und Hunderten fragenden, suchenden, stöhnenden Menschen, Frauen und Müttern das eine nackte, harte und unerbittliche Wort „tot“, „décédé“, schreiben zu müssen! Und selbst dieses letzte, unerbittliche Wort ist den Liebenden nicht genug. Denn wer will von einem einzigen harten Wort die ganze Hoffnung sich ermorden lassen? Noch immer, noch immer schreiben sie wieder, sie wollen das Unabwendbare immer wieder zu wenden suchen, sie klammern sich an die phantastische Hoffnung eines Irrtums, oder sie wollen zumindest vom Vater, von dem Gatten noch ein letztes wissen, die Krankheit, an der er gestorben, den Ort, wo er begraben liegt, ein Zeichen der Erinnerung, ein Dokument. Auch hier geben diese hilfreichen Samariter noch Antwort. Sie schicken Skizzen von dem Grabe, Nachrichten aus dem Hospital, Zeugnisse von Kameraden. Aber doch, welche Qual, welche Not, für sie selbst täglich und täglich solche Briefe ausschreiben zu müssen, in alle Winkel und Dörfer der Welt! Welches Entsetzen, hier in einem Raum immer und immer wieder die Stimme der Urangst um geliebtes Leben zum Herzen gellen zu fühlen! Und wie rührend sind diese Briefe manchmal, wie unselig rührend! Eine Bäuerin schreibt aus ihrem Dorf ganz einfach: „Haben Sie nichts von meinem Sohn Jean gehört, ich habe seit August keine Nachricht von ihm,“ und unterschreibt mit schlechter, zitternder Schrift ihren Namen und glaubt, die Arme, jeder kenne ihren Sohn, jeder wisse es schon, wer dieser einzelne sei, der ihr alles ist unter den Millionen! Und eine andere verlangt nach acht Tagen

Antwort, sie habe schon einmal wegen ihres Mannes geschrieben, und glaubt, man erinnere sich ihrer noch, ihres winzigen Tropfens Unglück in diesem unendlichen Meer. Denn jeder ist doch irgendwie allein mit seinem Schmerz, keiner kann es sich ausdenken, dass das, was eine Seele auseinanderreisst von oben bis unten wie ein brüchiges Tuch, der andern Welt ein Nichts sei, eine Zeile in einer Verlustliste, eine kalte Zahl, ein Atom, ein Hauch, eine Gleichgültigkeit. Kein einzelner kann es heute ganz fassen, wie gleichgültig, wie ziffernhalt, wie wesenlos sein Menschliches der Welt geworden ist. Und dies war für mich das Unvergessliche dieses Hauses, dass man dies millionenfach Einzelne hier plötzlich versammelt und darum so riesenhaft spürt, so ungeheuerlich und so unfassbar, dass man darüber kaum sprechen kann und nur aufheulen möchte wie ein getretenes Tier.

* * *

Das Herz Europas, wie hört man es hier hämmern! In Stößen sind die Dossiers an den Wänden aufgehäuft — man hat jetzt keine Zeit, sie recht zusammenzuordnen — und doch liegt in jedem ein ganzes Menschenschicksal eingepresst und seine Peripetien im Kriege. Manche Mappen sind besonders umfangreich, und es gibt einige, die der Stolz und die Liebe ihrer Hüter wurden, ganze Iliaden von Kämpfen um ein Einzelschicksal, Odysseen von armen, geknechteten Menschen in den Meeren des Unglücks. Man reicht mir aufs geratewohl eines heraus. Es ist die Geschichte eines fünfjährigen Kindes, eines kleinen, hübschen Mädchens — die Photographie liegt bei und zeigt ein zartes, verschüchtertes Gesicht — das in Belgien eines Tages verloren aufgefunden wurde. Es konnte seinen Namen nicht nennen, von der Mutter war die Kleine auf der Flucht irgendwie getrennt worden, der Vater in die belgische Armee eingerückt. Man wusste nicht, wem es zugehörte, denn von Hunderten von Frauen kamen damals entsetzte Briefe um ihre verlorenen Kinder, und es galt, diese Briefe nachzusenden, das Signalement weiterzugeben. Man musste vergleichen, fragen, suchen, schreiben, telegraphieren, bis man endlich seine Zugehörigkeit gefunden.

Nun wusste man glücklich die Mutter und wollte den Vater verständigen, der auch entsetzt nach seines Kindes Schicksal aus einer anderen Ferne schrie. Aber der Vater war inzwischen in Gefangenschaft, nun konnte man ihn wieder nicht erreichen. So beschloss man, das Kind nach Frankreich zu transportieren, wohin die Mutter geflüchtet war. Verhandlungen mit der deutschen Regierung mussten angeknüpft werden, und endlich gelangen sie. Inzwischen war der Vater in der Schweiz interniert worden, hatte sich dort mit der Mutter vereinigt, und sie wollten ihr Kind bei sich haben. Neue Verhandlungen mit der Regierung, neue Schwierigkeiten, denn inzwischen waren die Eltern wieder zurückgekehrt, und endlich, nach zwei Jahren erbitterter Korrespondenz, verzweifelten Suchens, gelingt es, diese drei Menschen zu vereinigen. Hunderte Briefe birgt dieses eine einzige Dossier, und als letzter liegt darin, rührend in seiner Einfachheit, ein ungelenker Dankbrief des nun schon siebenjährigen Kindes an das Rote Kreuz. In anderen Dossiers ähnliche Irrfahrten, andere Verwirrung, aber gleichviel Angst und Entsetzen. Aus jedem strecken sich verzweifelte Menschenarme einander entgegen über den leeren Raum, über die brennenden Grenzen, und es ist mehr Tragik, mehr Unglück und mehr Grösse in diesen Dokumenten, als man einst in allen Generalstabswerken wird finden können. Für ein grosses Epos der Menschlichkeit ist hier der Stoff bereitet und ein einzelner wird vielleicht zu schwach sein, seine ganze Gewalt im Worte nachzuschaffen. Wer könnte sie aussagen, wer sie ganz genug ausschreien, diese Vielfältigkeit des Elends auf unserer heutigen Erde, diese Äonen von Angst zwischen Brief und Brief! Dieses Warten, dieses brennende, fressende, saugende Warten in Millionen von Seelen, diese vampirischen und oft tödlichen Verschlingungen des Zufalles! Hier fühlt man nur, wie arm ein einzelner ist gegen die Unendlichkeit des heute aufgewühlten Gefühles. Man kann es nicht mit zwei Augen zu Ende schauen und mit einer Seele, einer einzigen schwanken menschlichen Seele zu Ende fühlen.

* * *

Das Innerliche solchen Eindrucks, wer könnte es ganz fassen! Aber schon das Äussere dieses Hauses hat mich im Tiefsten bewegt. Irgendwie war in mir (und wohl in den meisten) ein Vorgefühl, diese ungeheure Organisation, die das ganze europäische Elend umfasst, musste irgendwie gewaltig sein, in riesige Räume mit allen Bequemlichkeiten gestellt, eine Art Fabrik zur Verwertung des tragischen Materials. Ich erwartete mir dieses Haus grandios im Sinne einer Vollendung der technischen Hilfsmittel und im Sinne der Repräsentation. Aber es ist noch grandioser, als ich es vermeinte. Doch durch das Gegenteil: durch seine Einfachheit, durch die heroische und zuerst fast beleidigende Armut seiner Mittel. Nackte Holzwände, in Eile aufgerichtet, Baracken anstatt Räume, grobe, gezimmerte Tische ohne Schubladen, schmucklos niederhängende Lampen, kärgliche Strohsessel, alles aufs billigste und einfachste angeschafft und alles so knapp aneinander, dass nicht Raum ist, sich umzudrehen. Fünfzig bis sechzig Hilfsarbeiter, immer ellbogennah im gleichen Abteil, dazwischen Schreibmaschinengeklapper, und über den Köpfen, auf einem einfachen, ungestrichenen Holzgerüst noch eine zweite Etage, zu der man auf Holztreppe hinaufsteigt. Ein Wanderzirkus hat mehr Komfort. Nirgends ein Fauteuil, nirgends die geringste, primitivste Bequemlichkeit. Das Ganze wie in einer Nacht hastig aufgebaut und nur für einen einzigen Tag. Auch hier ist irgendwie wieder der gleiche falsche Gedanke sichtlich, von dem wir alle seit Jahren leben, dass dieser Krieg nur ein Provisorium wäre, etwas Flüchtiges, Vorübergehendes. Dass es nicht notwendig sei, sich auf Jahre hin, für die besten Jahre des Lebens auf ihn einzustellen und einzurichten. Dank dieses schönen und furchtbaren Irrtums arbeiten diese hilfreichen Samariter hier seit drei Jahren unter Bedingungen, die der niedrigste Bureauschreiber einer Bank oder eines Amtes mit Empörung zurückweisen würde. Aber sie arbeiten unermüdlich, Tag und Nacht, vom ersten bis zum letzten.

Vom ersten bis zum letzten. Ich wollte den Leiter des Hauses, dem ich von Wien einen Gegenbesuch schuldete, auf-

suchen und fragte, eintretend, nach seinem Zimmer. Man lächelte, und ich verstand zuerst dieses Lächeln nicht. Aber als man mich hinführte und ich sah, wie hier der oberste Leiter der Zivilabteilung in einem ungeheuren Saal, mitten im Tumult der anderen an einem grob gezimmerten Holztisch mit fünf anderen Leuten zusammen arbeitet, ohne eine Schreibtischlade zum eigenen Gebrauch, nur mit einer roh gezimmerten Kasette, darin er die wichtigsten Dokumente birgt; als ich das sah und erinnernd verglich mit der Eleganz und Bequemlichkeit des kleinsten Privatbureaus, da ward mir erst die Grösse und die Aufopferung dieser Menschen bewusst, die hier unsichtbar und unbekannt wirken für Unbekannte und Unsichtbare.

Noch ein anderer Platz war an diesem engen, ungehobelten Holztisch. Man zeigte ihn mir mit einer gewissen Ehrfurcht. Hier hatte Romain Rolland mehr als zwei Jahre tagtäglich und unermüdlich freiwillig im Dienste des deutsch-französischen Gefangenaustausches gearbeitet. Und als mitten in dieser Tätigkeit der Nobel-Preis im Betrage von fast einer Viertel-million ihm zufiel, stellte er ihn bis zum letzten Franken wohlthätigem Wirken zur Verfügung, damit sein Wort die Tat und die Tat sein Wort bezeuge. Ecce homo! Ecce poeta!

* * *

Ich habe bislang die Namen der Menschen nicht genannt, die hier in stiller Aufopferung seit mehr als drei Jahren ihr Werk für die Menschheit tun. Aber ich glaube, man sollte sie kennen von einem bis zum andern Ende der Erde. Soll man wirklich nur die Namen der Orte und der Felder wissen, die Blut getrunken haben bis unter die Wurzel des Getreides, nur die der Beinhäuser der europäischen Jugend? Und nur die Namen der Feldherrn, die an allen Strassenecken, auf allen Plakaten und schon auf den Zigarrenschachteln prangen? Nicht auch die Namen derer, die im gegensätzlichen Sinne gearbeitet haben, möglichst viel zu vereinigen, wo die anderen entzweiten? Die im Dunkeln standen, hilfreich und tätig, aber mit der gleichen Kraft der Organisation, der Überzeugung und der Ent-

schiedenheit? Gustave Ador muss ich als den Präsidenten als ersten nennen. Er ist heute inzwischen zum aussenpolitischen Leiter der Schweiz aufgestiegen. Aber jener Mann, der die Seele des Ganzen ist, dessen Initiative die Rettung der Zivilgefangenen zu danken ist, steht heute wie am ersten Tage an seiner Stelle, Doktor F. Ferrière, ein alter Mann und, wie man zuerst meinen möchte, ein müder Mann. Er hat schon im Jahre 1870 als freiwilliger Arzt im Kriege Dienst geleistet und ist doch als fast Siebzigjähriger im Balkankriege hinuntergefahren zu den bulgarischen Schlachtfeldern, und gerade der gegenwärtige Krieg hat ihm eine Kraft gegeben, wie sie nur das innerst bewegte Gefühl einem menschlichen Werke verleihen kann. Es ist nicht die Zeit jetzt und nicht die Stunde, all seine Verdienste und die Dr. Navilles auseinanderzusetzen, aber ich glaube, alle, die Anteil haben an den Geschicken der Gefangenen — und wer hat es nicht, wer ist zu abgesprengt aus der irdischen Gemeinschaft? — sollte sich ihren Namen dankbar bewahren. Wird man einst das ganze Elend unserer heutigen Tage in seiner ganzen Grösse überblicken, so werden auch jene erkannt werden, die es am leidenschaftlichsten zu mildern suchten.

* * *

Man tritt aus dem Hause. Hell erglänzt die Stadt. Auf dem Platz schiessen die Wagen vorbei, Menschen schwärmen, lesen Zeitung, lachen, plaudern. Schon spürt man wieder nichts von dem ungeheuren Unglück, aus dessen Schatten man soeben getreten. Die Nähe vergisst die Ferne, die Ferne vergisst die Nähe. Es gibt keine wirkliche Nachbarschaft in unserer Doppelwelt von heute als das Gefühl. Nur wenn wir nicht vergessen wollen, in keinem Augenblick, in keiner Sekunde, sind wir uns und der Welt gerecht. Nur dann können wir sie verstehen. Und wir wollen nicht vergessen, nichts und niemanden im Guten und im Bösen, damit wir diese unsere Welt einst so schildern können, wie sie wirklich war in ihrer Grösse und ihren Niedrigkeiten und nicht, wie sie uns jetzt vorgetäuscht wird.

Genf, Dezember 1917.